

Nr. 189. Bromberg, den 20. August 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.

Von **Ludwig Thoma.**

(10. Fortsetzung.)

„Es ist sehr häufig vorgekommen," sagte die Mama. „Ich erinnere mich an Verschiedenes, was ich gesehen habe, und die Dichter müssen doch ihre Stoffe der Wirklichkeit entnehmen, und wenn solche Ereignisse immer wieder poetisch behandelt werden, können sie nicht aus der Luft gegriffen sein. Wie . . .?" fragte sie etwas gereizt, da Herr Schnaase neben ihr eine Bemerkung gemacht hatte.

„Ich sage, daß einer 'n Schlummerkopp is, wenn er sich nich trösten kann. Es gibt so viele nette Meechens . . ."

„Bitte, laß das! Ja? Man muß doch nich immer und überall so prosaisch sein!"

„Ich bin nu mal nich für die alten Schmökergeschichten. Is ja doch allens nich wahr!"

„Du weißt, Gustav, daß ich darüber nicht mit dir streite. Jedenfalls hat es für einen gebildeten Menschen einen eigenartigen Reiz, wenn er ein altes Gebäude oder eine Ruine mit seiner Phantasie zu beleben vermag. Deshalb besucht man doch gerade solche Stätten."

„Und stell dir vor, Papa," fiel Henny ein, „wie das gewesen sein muß. Da oben am Fenster 'n bleicher Mönch mit dunklen, traurigen Augen, weißt du, und . . ."

„Uff den Keese fliege ich nich. Der Mensch soll sich nich selbst betimpeln; das is mein oberster Grundsatz. Und was ich sehe, das sehe ich, und das hier" — Herr Schnaase deutete mit dem Stocke aufs Kloster —, „das hier is ne Klamottenkiste, und aus den Fenstern sieht überhaupt nischt mehr 'raus, weil nischt drin is, und nu frage ich einen vernünftigen Menschen, was soll mir daran gefallen, und was hilft mir die Phantasie, wenn so 'n Riesenkasten leer steht und pöh a pöh kaput geht? Nee, Kinner! Wir leben für heute und nich für gestern, und ich bin mal fürs Praktische. Wenn ich die Kommode am Kurfürstendamm stehen hätte oder meinswejen auch in der Hedemannstraße, dann allerhand Achtung! Aber hier und leer und umsonst, das kann mir nu gar nich imponieren."

Als Schnaase ausgesprochen hatte, traf ihn ein Blick, der den Schmerz einer edlen Natur über ihre Verbindung mit häßlicher Nüchternheit deutlich ausdrückte, aber in seiner langen Ehe war er gegen diese Augensprache unempfindlich geworden.

„Wie du meinst," sagte Frau Karoline, „aber du wirst gestatten, daß ich anderer Ansicht bin. Ich wenigstens bin Herr Oßwald sehr, sehr dankbar für seine interessanten Mitteilungen."

Konrad war gleich bereit, den Damen noch mehr zu zeigen.

Ein schönes, schmiedeeisernes Gitter, das eine Hauskapelle vom Kreuzgange trennte, eine frühgotische Statue des heiligen Benedikt, etliche Barokvasen, kurz, so vieles, Mannigfaltiges und Unnberlinisches, daß Frau Schnaase Mühe hatte, ein waches Interesse vorzutäuschen, und daß Henny unwillkürlich gähnte.

Sie wußte aber diesen Verstoß reizend zu gestalten, indem sie erschrockene Augen machte und das angenehmste Lächeln hinterdrein folgen ließ.

Schnaase blieb mit seinem praktischen Standpunkte im Klosterhofe stehen und sagte zu Natterer:

„Sehen Se, das war wieder mal echt weiblich."

„Wie meinen Herr Schnaase?"

„Ich sage, da zeigt sich wieder mal die weibliche Natur im wahren Lichte. Wenn unsereiner so was sieht, was ihm Mus wie Miene is, denn sagt er's ehrlich und macht kein Theater. Was geht uns das finstere Mittelalter an? Nischt. Aber die weibliche Natur ergreift die Gelegenheit und macht sich interessant. Immer großartig! Na, die Strafe bleibt nich aus. Der junge Mann nimmt das Bildungsbedürfnis der Damenwelt ernst und läßt nich locker, und meine Olle muß Mittelalter schlucken, bis se nicht mehr japsen kann. Sagen Sie mal, kann man sich hier nirgends 'n Glas Bier genehmigen?"

„Leider nicht, Herr Schnaase. Früher soll es hier ein gutes Klosterbier gegeben haben."

„Früher! Daß die Brüder bong gelebt haben, will ich gerne glauben, aber was habe ich davon? Sehen Se, das wäre nu gleich was! Hier müßte wieder 'n Betrieb her! So 'n Restorang „Zum Klosterbräu" oder „Zum alten Mönch" mit ner Terrasse am See und innen mit 'n paar altdeutschen Räumen. Kommen Se mal mit rein! Hier links, da können wir ja sehen . . ."

Schnaase eilte voran und kam in das schön gewölbte Refektorium.

Natterer, dem diese Art, Pläne zu schmieden, ungemein zusagte, lief geschäftig hinter ihm her, und war gleich Feuer und Flamme für jedes Projekt.

„Nu sehen Se mal!" rief Schnaase triumphierend, „das ist ja die geborene altdeutsche Bierstube! Hier lang muß allens vertäfelt werden, dazwischen kommen 'n paar Holzwände, dann haben wir lauschige Plätze. Da vorne 's Büfett, hier in der Mitte 'n großer Lüster . . . ach so, elektrisches haben Se nich?"

„Nein leider. Kein elektrisches haben wir noch nicht."

„Macht nischt. Dann nehmen wir ganz einfach Hängelampen, das paßt famos zum Stil, und runde Tische stellen wir rein, und dort beim Ofen machen wir die richtige gemütliche Ecke. Geben Sie mal acht, das wird großartig!"

„Ja," sagte Natterer, „und durch die Wand könnt ma eine Tür durchbrech'n, betreff die Terrasse . . ."

„Natürlich! Ne Tür mit Glasfenstern, und die Terrasse möglichst groß. Da lassen wir an schönen Sommerabenden die Musik spielen, und auf dem See veranstalten wir mal ne venetianische Nacht mit Lampiongs und geschmückten Gondeln und mit Feuerwerk . . . Natterer, ich sehe die Sache schon ganz lebhaft vor mir."

„In dem kleinen Saal daneben sollt ma die Küch einricht'n, daß ma die Gäst auch warme Speisen bieten kann . . ."

„Un Kaffee un Tee un Kakao nachmittags, nich wahr? Denn is es der richtige Ausflugsort, und denn können Se

mal wirklich loslegen mit der Reklame. Lassen Se nur uns beide die Sache deichseln!"

„Herr Schnaase meinen, daß es eine Attraktion is als früheres Kloster?"

„Natürlich! So was sucht doch das Publikum! Das hat 'n prickelnden Reiz. Donnerwetter ja! Da fällt mir was ein!"

Schnaase schlug sich auf die Stirne und schaute Natterer mit glückstrahlenden Augen an.

„Wissen Se was?"

Er machte eine Pause.

„Wir lassen die Kellner im richtig gehenden Mönchskostüm servieren! Was? das gibt Stimmung! Denken Sie sich mal das ganze Miliöh! Der gewölbte Gang, der Saal, und dann kommen die Kellner rein, ganz wie die ollen Mönche . . ."

„Ja," sagte Natterer zögernd, „romantisch wär' das freilich, und sozusagen ein Unikum, aber . . ."

„Was aber?"

„Wissen Sie, mir hamm halt Kellnerinnen . . ."

„I wo . . ."

„Es is so derBrauch hier, und die männliche Bedienung hat ma hier überhaupts nicht."

„Na, denn nich! Aber schade is es, das kann ich Ihnen sagen. Der Trick hätte kolossal gezogen. Denken Sie mal, wenn wir das Restorang zum „Fidelen Mönch" getauft hätten . . . was? Glauben Sie wirklich, daß es sich partout nich machen läßt?"

„Es geht wirklich net . . ."

„Na, also nehmen wir Abschied von der Idee. Vielleicht läßt sich mit der weiblichen Bedienung was Nettes arangschieren . . . Sagen Sie mal, wem gehört denn die Kommode?"

„Wie meinen Herr Schnaase?"

„Wem das Kloster gehört?"

„Ah so! Ja, ich glaub, dem Staat g'hört's."

„So? Wissen Se was, denn setzen wir uns heute noch — nee, heute geht's nich mehr, aber morgen setzen wir uns auf die Hose und machen mal ne Bombeneingabe an das Ministerium. Wir machen ihm klar, daß es im Interesse der Hebung und der gesunden Entwicklung des Fremdenverkehrs liegt, daß hier 'n Etablissemang aufgemacht wird, verstehen Se? Und wir schreiben, daß die ganze Gegend emporblühen wird et cetera pp . . . Na wollen wir sehen, ob die Behörde nich zieht."

Der Vorschlag war recht nach dem Herzen Natterers.

Ein Gesuch ans Ministerium richten, vielleicht gar in Audienz empfangen werden und dann schildern, was geleistet worden war und noch geleistet werden sollte und geleistet werden wollte, das konnte ihm gefallen.

Der Gedanke beschäftigte ihn so, daß er nur mehr zerstreut zuhörte, als Schnaase beim Anblick des langen, gewölbten Kreuzganges erklärte, es müsse hier unbedingt eine Kegelbahn eingebaut werden, damit die Kurgäste auch bei schlechtem Wetter eine Unterhaltung finden könnten. Der Herr Rentier führte die Idee weitläufig aus und sprach noch, als er mit seinem Begleiter wieder ins Freie kam und seine Damen mit Herrn Oßwald antraf.

Frau Schnaase schwärmte.

Es war wunder=wundervoll. Die Kirche mit ihren Rokokoornamenten und mit ihrer feierlichen Stille hat mir so recht gezeigt, daß man hier wirklich von den Stürmen der Welt und ihrer Leidenschaften ausruhen konnte . . ."

Diese Sprache des Herzens richtete sie nicht an ihren Gatten, sondern an Konrad, der achtungsvoll zuhörte. So erhielt er auf dem Rückwege nach Altaich einen tiefen Einblick in das Gemüt einer Frau, die sich in der Großstadtwüste ein schönes Empfinden bewahrt hatte, dessen Reichtum sie vor ihm ausbreitete.

Hinter ihnen schritt der unzarte Gatte und summte einen Vers:

Ach Ernst! Ach Ernst!
Was du mir alles lernst!"

*

Stine langweilte sich, als ihre Herrschaft nach Sassau ausgeflogen war und sie allein zurückgelassen hatte.

Sie setzte sich ans Fenster und schaute auf den Marktplatz hinunter, der im grellen Sonnenschein wie ausgestorben war.

In der Brunnensäule, auf der ein heiliger Florian stand, waren vier Röhren, aus denen sich dünne Wasserstrahlen in das Becken ergossen. Das trübselige Plätschern wirkte einschläfernd, und wahrscheinlich lagen auch in allen Häusern ringsum die Menschen im Nachmittagsschlummer.

Um den Brunnen herum standen vier Kugelakazien, die zu dieser Stunde kurze Schatten warfen und die Langeweile noch erhöhten.

Einmal lief ein zottiger kleiner Hund aus einem Hause und versuchte über den Rand des Brunnens zum Wasser zu kommen; er lechzte mit heraushängender Zunge, aber er konnte nicht hinaufreichen und schlich mit eingezogenem Schweife zurück. Dann war der Platz wieder leer.

Stine seufzte.

Was war das für ein abscheuliches S . . . städchen, in das sie die Laune der gnädigen Frau geführt hatte! War es der Mühe wert, solange mit der Bahn zu fahren, um in einen solchen Ort zu kommen?

Wenn es nach dem gnädigen Herrn gegangen wäre oder nach Fräulein Henny, dann wäre man nach Zoppot gefahren, wo sich's auf dem Strande so hübsch promenierte, wenn die Musik spielte, und der Mond romantisch über dem Meere aufging und ein Danziger Husar seine Begleitung anbot.

Schott!

Sie hörte Stimmen vor ihrer Türe und sah auf den Gang hinaus. Das unfreundliche Zimmermädchen stand am Fenster und rief etwas in den Hof hinunter, und von unten rief jemand etwas herauf, aber man konnte es nicht verstehen, denn die S. . . sprache war zu gräßlich.

Da ließ sich auch nicht an eine Unterhaltung denken, selbst wenn das Mädchen umgänglicher gewesen wäre und nicht eine solche Feindseligkeit gegen die herrschaftliche Zofe zur Schau getragen hätte. Stine zog sich wieder ins Zimmer zurück, und als Frauenzimmer, das mit der Zeit nichts anzufangen wußte, stellte sie sich vor den Spiegel und bewunderte ihre feingeschnittenen Züge.

Sie lächelte sich an, spitzte das Mäulchen und schloß zu dreiviertel ihre Augen, dann zeigte sie wieder lachend die Zähne und schlug die Augen schmachtend auf. Als das Spiel eine Weile gewährt hatte, ging sie zu ihrem Koffer, öffnete ihn und holte aus einer Schachtel eine blaßrote Korallenkette. Die schlang sie sich um den Hals, und wieder vor dem Spiegel stehend, wandte sie den Kopf bald rechts, bald links und lächelte das holde Fräulein Stine Jeep aus Kleinkummerfelde liebreich an. Nachdem sich auch das so oft wiederholt hatte, als es sich wiederholen ließ, legte Stine das Korallenkettlein in die Schachtel zurück und klappte den Koffer zu.

Sogleich merkte sie, daß sie in ihren Träumen von Schönheit, Liebe und Husaren den Schlüssel hineingelegt und mit verschlossen hatte.

Das Schloß war zugeklappt, und so traf sie nun gleich die zeitvertreibende Sorge, einen Schlosser herbeiholen zu lassen.

Sie mußte Fanny um den Gefallen ersuchen, und Fanny rief dem Martl, und Martl rief dem Sepp, und nach einer halben Stunde trat der Schlossergeselle Xaver Gneidel ins Zimmer.

Der war ein rescher Mensch, mit einem guten Mundwerk versehen, gedienter Piganter vom Münchner Bataillon, und also nicht verlegen, sondern wohlvertraut damit, wie man einem Frauenzimmer begegnen muß.

Hinter dem Eisenruß blitzten seine weißen Zähne und lachten seine braunen Augen, daß es ein Staat war, und seine Kappe hatte er verwegen zu hinterst auf dem Kopfe sitzen.

„Servus, schönes Fräulein!" sagte er beim Eintreten und war gleich angenehm berührt von dem Weiblichen, das er vor sich hatte.

Hochgewachsen, aber voll, wo es sich gehörte, schnurgerade und auch wieder rund, das Gesicht ein bissel langweilig, aber nett, die Augen gutmütig und ein bissel dumm, so, wie es der Kenner mag.

„Sackeradi!" dachte sich Xaverl und fragte:

„Wo fehlt's? Aufsperrn soll i was?"

Und das mußte einen lustigen Nebensinn haben, weil er lachte.

Stine fand, daß die bayrische Auss . . sprache nicht mehr so gräßlich klang, da sie aus einem Munde kam, über dem

ein kecker Schnurrbart saß, und mit einem wohlwollenden Blicke auf ihren Helfer klagte sie ihm ihren Unfall.

Wie sie den Schlüssel hatte binnen liegen lassen, und wie — ach neun! — das Schloß zugeklappt sei.

„Ja, was waar denn jetzt dös!" rief Xaverl. „Da kinna ma scho helf'n. überhaupts, wenn's was zum Auffsperr'n gibt . . ."

Er lachte wieder und drückte das linke Auge zu und begann seine sachverständige Prüfung.

„Auweh, Muckerl! Dös is ein sogenanntes amerikanisches Patentschloß. Wenn i da net zuafälli an passend'n Schlüssel hab', muaß i 's Schloß auslös'n. Machet aber aa nix, i tat's scho wieder richt'n . . ."

Er probierte drei und vier Schlüssel; der fünfte paßte, und mit Siegermiene klappte Xaverl den Deckel zurück.

Da lagen aber so nette, blühweiße Sachen obenauf, daß Stine rasch nach dem Schlüssel griff und den Koffer wieder schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Sterbende Worte.

Von Max Grube-Meiningen.

Die Sprache ist ein lebendiges Wesen und ändert sich beständig. Vor allem strebt sie nach Kürze, die stummen „e" in den Endungen der Haupt- und Zeitworte sind aus der Umgangssprache fast ganz verschwunden. Wir gehen kaum mehr, wir gehn — nicht mehr dem Lichte, sondern dem Licht entgegen. Nur dem Schriftsteller, der auf rhythmischen Wohlklang Gewicht legt, tut dieses stumme „e" noch gute Dienste.

Aber nicht nur die Formen der Worte verändern sich, oft auch ihre Bedeutung.

Der Schelm und der Schalk waren einst gar üble Gesellen. Man denke nur an Luthers Schalksknecht. Jetzt sind sie heitere Gesellschafter geworden. Die Hausangestellte würde wahrscheinlich sofort kündigen, wenn man sie eine Magd nennen wollte — ob es auf dem Lande noch Kuhmägde gibt und nicht vielmehr Kuhangestellte, weiß ich nicht —, und doch war Magd vor Zeiten etwas Hohes: Maria, reine Magd!

Frauenzimmer wurden die adeligen Damen der Burg genannt, nach ihrem Aufenthaltsorte. Heute ist's ein Schimpfwort wie Dirne und Bube, die nur mundartlich ihre liebenswürdige Bedeutung behalten haben.

Der liebe Gott wird immer noch Herr genannt, obwohl ihn viele nicht mehr als Herrscher anerkennen wollen. Herr dünkt sich jetzt jedermann.

Die Beispiele ließen sich leicht vermehren, aber die Tatsache ist ja bekannt genug.

Seltener denkt man daran, daß manche Worte ganz aus unserem Sprachschatze zu verschwinden drohen. Ich meine nicht veraltete Wortformen. Was es heißen soll: Der Farr löckt wider den Stachel, wissen wohl nur die Religionslehrer und einige Leute, die noch in der Bibel lesen. Der Leu und der Aar kommen nur noch in Gedichten und im Kreuzworträtsel vor. Kein Mensch tritt im Zoo vor den Leuenzwinger.

Aber kann sich jemand entsinnen, z. B. das Wörtlein — auch eine veraltete Form — bieder oft in den Mund genommen zu haben? Dann höchstens mit leisem Spott: Ein biederer Bauer, ein biederer Handwerker. Recht wackre (früher wackere) Leute, die jedoch auf besondere Bildung, auf höhere Geistesgaben keinen Anspruch erheben dürfen. Einst war der Biedermann der höchste Ehrentitel, den man einem Bürger beilegen konnte.

Tugendsam sagt man nicht mehr, dafür tugendhaft. Wollte aber jemand eine Dame seiner Bekanntschaft ein edles, tugendhaftes Weib nennen, so würde er ausgelacht werden. Wir reden von Tugenden, womit schätzenswerte Eigenschaften gemeint sind; Tugend als Inbegriff der Sittlichkeit, Vaterlandsliebe, Menschenliebe, nach der zu ringen dem 18. und dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts als höchste Aufgabe erschien — in diesem Sinne wird das Wort wohl kaum noch gebraucht. Der Tugendbund, der kurz vor den Freiheitskriegen gegründet wurde — als Schüler durften wir diese Benennung nicht gebrauchen, wir mußten Befreiungskrieg sagen —, würde heute nicht mehr verdächtigt und verfolgt werden, sondern an der Lächerlichkeit seines Namens zugrunde gehen. Ob die Mehrzahl der Menschen in jenen Tagen besser gewesen ist als in unseren? Eine wohl aufzuwerfende Frage, aber die Tugend war doch wenigstens das allgemein anerkannte Ideal.

Das „Ideal" gerät auch allmählich in eine ziemlich verborgene Ecke unserer Umgangssprache. Als Beiwort wird es noch häufig angewandt, wobei es nur gleichbedeutend mit „musterhaft" ist: ein „idealer" Gatte. Man hört wohl auch die „ideale" Küche eines Restaurants rühmen oder eine „ideale" Skibahn.

Wie wir in der Schule gelernt haben, soll das Wahre, Gute, Schöne unser Ideal sein.

„Werft die Angst des Irdischen von euch,
Flüchtet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!"

So singt Schiller und meint damit das Sonnenreich der Schönheit. Aber er ist nicht mehr sehr modern.

„Und was ist — ein Idealist?"

Ein Mann voll Edelsinn und Geist!
So hieß es früher, aber jetzt
Wird so ein Mensch nicht sehr geschätzt.
Den Meisten gilt er als ein Träumer,
Zeit und Gelegenheitsversäumer,
Der zu nichts nütze in der Welt ist
Und überhaupt nicht weiß, was Geld ist!" —

Wenn die Sprache wirklich der Ausdruck der Volksseele ist, so gibt Obiges vielleicht allerhand zu denken.

Alles — nur keine Hausfrau.

Skizze von Kurt Miethke.

Elisabeth saß rauchend im Klubsessel. „Johannes", sagte sie, „ich brauche fünfhundert Mark."

Johannes antwortete nicht.

„Was gibt's?" fragte sie. „Ist dir nicht wohl?"

Johannes stand auf und ging zu ihr. Er legte seine Hand auf ihr Haar und streichelte es. Seine Augen waren traurig. „Elisabeth", sagte er, „ich muß dir etwas mitteilen. Ich bin ruiniert."

„Aber Liebster! Wie ist denn das möglich?"

„Wir leben in einer grauenhaften Zeit. Du weißt nichts davon. Du hast nie etwas davon gewußt, dem Himmel sei Dank. Weißt du noch, Elisabeth, was ich dir sagte, als wir heirateten?"

„Und ob ich es noch weiß! Du sagtest mir, du möchtest keine Hausfrau zur Gattin haben. Nein, du wolltest ein modernes, schönes, gepflegtes, ein elegantes Weib und nicht eins mit Schürze und rauhen Händen."

„Das sagte ich."

„Und habe ich deinen Wunsch nicht erfüllt? Bin ich nicht eine Luxusfrau geworden, wie du es dir wünschtest? Habe ich mich nicht mit Kleidern für Tausende von Mark behängt? War ich nicht elegant und gepflegt und — schön?"

„Du warst es nicht nur, Elisabeth, du bist es noch."

„Und das alles soll jetzt einen Abschluß finden? Erzähle, was los ist, Johannes!"

„Weltwirtschaftskrise, Elisabeth. An allen Börsen der Erde kracht es, Amerika hat hohe Zollschranken errichtet, und du weißt, daß wir hauptsächlich nach dort ausgeführt haben. Unser Hauptabsatzgebiet ist zugesperrt. Es gäbe ein Mittel . . ."

„Welches?"

„Wir müßten eine Schwesterfabrik in Amerika errichten. Aber dazu gehört Geld. Mindestens hunderttausend Mark. Diese Summe kann ich nicht aufbringen. Wer will uns heute Kredit geben? Unsere Inlandabnehmer zahlen nicht oder schließen Vergleiche ab. Ich bin am Ende."

„Nein", sagte Elisabeth.

„Nein?" fragte er. „Du Liebe, warum wäre ich's nicht?"

„Du bist es nicht. Komm mit mir, Johannes!"

Johannes stand erstaunt auf und folgte seiner Frau, die ihn die Treppe hinauf zur Wohnung ihrer Mutter führte.

Hier öffnete sie eine Tür und Johannes trat ein. Da saß ein junges Mädchen an einer Nähmaschine und nähte zwei große Stücke lichtgrauer Seide zusammen.

„Wann wird das Kleid fertig sein, Luise?“ fragte Elisabeth.

„Morgen ganz sicher“, sagte das junge Mädchen.

„Danke, Luise.“ Elisabeth zog Johannes aus dem Zimmer und stieg mit ihm wieder in ihre Wohnung hinab.

„Was hat das alles zu bedeuten?“ fragte er.

„Sehr viel“, erwiderte sie. „Setz dich mal hin, Johannes, hör mal zu! Ich muß dir einen furchtbaren Schlag versetzen.“

„Sprich, Elisabeth!“ sagte er und war schreckensbleich.

„Hier ist der furchtbare Schlag“, lächelte sie und holte aus einer Schublade ein grünes Büchlein.

Johannes nahm es mit zitternden Händen und öffnete es, dann schrie er: „Elisabeth? Was bedeutet das? Siebenundneunzigtausend Mark?“

„Eine ganze Masse Geld, nicht wahr?“ lächelte sie. „Also nun muß ich dir einen kleinen Vortrag halten. „Nur keine Hausfrau“, das war deine Devise, als du mich geheiratet hast. Ich mußte mich nach deinem Wunsche richten, obwohl es mir schwer genug gefallen ist, Johannes. Denn im Grunde meiner Seele bin ich alles andere als ein Luxusweibchen, sondern ein Bürgerskind und recht stolz darauf. Aber man soll sowas ja nie gestehen. Ich habe dich von jeher geliebt. Und wollte dich mir erhalten. So wurde ich denn eine Luxusfrau. Anscheinend. Denn ach, ich konnte meinen wahren, meinen hausfraulichen Charakter doch nicht ganz töten. Du hattest den Eindruck, eine elegante Gattin zu haben, und das hat dich eine ganze Masse Geld gekostet, nicht wahr? Jede Woche kam ich und bat um Geld, immer um zwei-, drei-, manchmal auch fünfhundert Mark, und du gabst es mir. Ich brauchte das Geld für meine Bedürfnisse als Luxusweibchen, so dachtest du, für meine schicken Kostüme. In Wahrheit brauchte ich es zu etwas anderem.“

„Ich beginne zu ahnen ‚Elisabeth!“

„Na, Zeit genug dazu hattest du ja. Ich nahm einen winzigen Bruchteil des Geldes und ließ mir von einer Schneiderin meine Luxuskostüme herstellen. Nach Pariser Modezeitungen. Immer die neuesten, elegantesten Modelle. Alles nach meinen Angaben und unter meiner Mithilfe. Folge davon: Ich konnte große Summen zurücklegen. In den sechzehn Jahren unserer Ehe habe ich das gespart, was da in dem Sparkassenbuch steht . . . Siebenundneunzigtausend Mark. Ich wollte vorhin fünfhundert Mark von dir haben für ein neues Kleid. Das neue Kleid, aus lichtgrauer Seide, kostet mich fünfzig Mark. Die Seide dreißig, der Arbeitslohn zwanzig Mark. Ich hätte wieder vierhundertfünfzig Mark auf die Kasse bringen können. Daraus wird nun leider nichts.“

„Elisabeth!“

„Johannes!“

„Ich bin — fassungslos.“

„Das kann ich mir denken! Was würdest du sagen, wenn ich dir einen Kredit in Höhe von siebenundneunzigtausend Mark bewillige zur Anlage einer Schwesterfabrik in Amerika? Was würdest du dazu sagen, Johannes?“

Johannes sagte nichts. Er ergriff stumm ihre Hand und küßte sie. Seine Augenwinkel waren merkwürdig feucht. Elisabeth aber lächelte . . .



Bunte Chronik



* **Zu hoch gespielt.** Die Spielsitten in alten Zeiten waren auch unter der sogenannten guten Gesellschaft keineswegs die allerfeinsten. Es kam — was sich heute übrigens auch noch ereignen soll — häufig zu Zwistigkeiten, und dann war für den Ausgang des Spiels meist nicht Fortuna maßgebend, sondern das Recht des Stärkeren. So endete, wie erzählt wird, einst ein Streit zwischen zwei englischen Spielern damit, daß der Schwächere einfach von seinem Gegner aus dem Fenster — es war im dritten Stockwerk! — geworfen wurde. Trotz der Höhe des Falles landete er, zwar etwas erschrocken, aber ohne Schaden zu leiden, zu ebener Erde gerade vor den Füßen eines vorbeikommenden Freundes, der ihm seiner Spielleidenschaft halber schon genugsam Vorhaltungen gemacht hatte. Der, nicht minder überrascht als der so eilig von oben Kommende, empfing diesen leicht spottend: „Willkommen, Freund! Aber woher so eilig?“ — „Ein unglücklicher Handel beim Spiel“, antwortete der Gefallene. In vorwurfsvollem Tone versetzte darauf der Witzbold: „Was, schon wieder beim Spiele? Habe ich Ihnen nicht schon oft davon abgeraten“, — dabei wies er zum Fenster hinauf, aus dem der Spieler gestürzt war — „so hoch zu spielen?“

*

* **Neue Verwendungsmöglichkeiten des Tantals.** Das aus dem Tantalit, einem in Finnland und Australien vorzugsweise vorkommenden Mineral, gewonnene Tantal findet in letzter Zeit, nachdem die Technik das Urmetall immer günstiger aufzubereiten versteht, eine immer größere Verbreitung. Ursprünglich nur als Glühlampendraht gebraucht, für den man indessen heute das Wolfram bevorzugt, ersetzt es eine Menge anderer Metalle zu den verschiedensten Zwecken. Diese mannigfache Verwendbarkeit wird ermöglicht durch die große Dehnbarkeit und gleichzeitig ungewöhnliche Härte, die etwa der des gewalzten Stahls gleichkommt. Noch wertvoller wird Tantal dadurch, daß es gegen Angriffe durch verschiedene chemische Stoffe, — es seien hier nur Brom, Chlor, Salz- und Salpetersäure genannt — in hohem Maße widerstandsfähig ist; es kann daher an vielen Stellen vorteilhaft verwandt werden, wo man bisher auf den ausschließlichen Gebrauch des so viel kostspieligeren Platins angewiesen war. So findet man in immer größerem Umfange Bleche, Röhren, Drähte aus Tantal, vorzugsweise in chemischen Laboratorien oder zu sonstigen industriellen Zwecken. Das Metall läßt sich in kaltem Zustande ohne jede Schwierigkeit hämmern, walzen, ziehen oder auch in Formen pressen. Mit dem Glühen verliert es allerdings seine leichte Bearbeitbarkeit in hohem Maße, doch kann man es auch dann noch mit anderen Metallen zusammen schweißen. Die hervorragenden Eigenschaften des bisher ziemlich unbeachteten Tantals dürften seine Verwendung in Zukunft noch stark steigern.

Lustige Rundschau



Das dürfte genügen.



„Also, ich würde Ihnen den Wagen ja gern auf Kredit geben, Herr Baron! Aber haben Sie vielleicht irgendwelche Ausweise oder amtliche Papiere da — ich kenne Sie ja kaum?“

„Tja, warten Se mal, Ausweis hab' ich nicht da; aber hier ist 'ne Vorladung zum Offenbarungseid — genügt das vielleicht?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.